



Der Traum Merwan's.

Eine orientalische Legende von Hugo Klein.

[Nachdruck verboten.]

Der Khalif Merwan II. erhielt von seinem Volke den Beinamen des „Hels von Mesopotamien“, wobei zu konstatiren ist, daß diese Titulatur gar nichts Despektirliches an sich hatte. Das Grauthier mit den langen Ohren gilt eben nur im Abendlande als die Verkörperung der Dummheit und einseitigen Geduld. In Arabien aber weiß man das nützliche Thier besser zu würdigen, ja es ist wegen seiner unermüdlichen Ausdauer und zähen Kraft beim Ertragen von Strapazen aller Art hochgeschätzt. Der Beinamen eines „Hels von Mesopotamien“ enthält also für den Lezten der Dummjeden in Arabien eine höchst ehrenvolle Qualifikation.

Merwan war trotz seiner persönlichen Tapferkeit und vieler anderer Charaktertugenden, die man ihm nachrühmt, ein unglücklicher Herrscher. Er büßte für die Sünden seiner Vorgänger, deren gewaltthätigen Regime dem Stamme die Volkskraft entzogen hatte. Als Sulul Abbas, der erste des Geschlechtes der Abbasiden, sein Banner entfaltete, juchzte ihm Arabien zu. Und dem kühnen Emporkömmling, der da auszog, eine Krone zu erobern, stand das Glück zur Seite. Die Heerführer Merwan's wurden überall gefangen und jeder neue Kampf wurde zu einem neuen Triumphe des Nebellenführers. Da sammelte der Khalif die Reste seines Heeres und stellte sich selbst an ihre Spitze, um mit dem mächtig gewordenen Feinde den letzten großen Strauß auszufechten. Er verrichtete Wunder der Tapferkeit und häuete unvergleichlichen Ruhm auf seinen Namen. Das Verhängniß aber hatte keinen Unterang bestimmt und so verfiel er demselben. In der entscheidenden Schlacht zwischen den feindlichen Armeen geschah es, daß das Ross Merwan's scheu wurde und seinen Reiter abwarf. Das Pferd rannte wild durch die Reihen der Krieger, die glaubten, der Khalif, ihr Führer, sei gefallen und ergrieffen in feiger Furcht die Flucht. Vergebens warf sich Merwan auf ein anderes Ross und eilte den Flüchtigen nach. Er konnte sie nicht mehr zum Stehen bringen. Die Truppen hielten ihn für ein Phantom und flohen entsetzt aus seiner Nähe. Die Thore der Städte, vor welchen er erliegen, schloßen sich vor ihm, dem Geschlagenen und Besiegten. Er suchte ein Asyl in Egypten zu finden; dort fiel er in einen Hinterhalt und wurde von kühnen Meuchelmördern niedergemacht. Man fand an ihm seinen Siegel, der angezeigte seiner Schicksale doppelt bedeutungsvollen Worte zu lesen waren: „Du herrschtest; doch erinnere Dich des Todes.“ Das ganze Geschlecht der Ummeyyaden wurde von den Abbasiden ausgerottet. Was ein letzter Sprößling des Geschlechtes flüchtete sich nach Spanien, wo er ein selbstständiges Khalifat gründete.

Gleich unglücklich wie als Regent war Merwan als Mensch. Seine Kämpfe und Schlachten, seine Siege und sein Unterang gehören der Geschichte an. Hier ist nur das unglückliche Liebesabenteuer seines Lebens erzählt.

Auf dem ersten seiner Kriegszüge, da er zum ersten Male unter einem Kriegszelte schloß, hatte der Khalif einen seltsamen Traum.

Zwischen roßigen Wolken erschien ihm ein herrlicher Frauenkopf, der nichts von den braunen Töchtern Arabiens an sich hatte. Es war eine Beauté ganz epischer Art, die gerade deshalb auf den Nachfolger des Propheten einen außergewöhnlichen Reiz ausüben mußte. Es war ein Gesicht, auf dessen blendend weißer Haut ein rothger Schimmer lag und welches eine Fluth reicher goldrother Locken umwallte, wie sie Merwan bis dahin nie mit Augen gesehen hatte. Er sah nichts von dieses anmuthige Haupt und den Hand einer runden Schulter, auf den das Goldhaar herabfiel; alle anderen Theile dieser zweifelsohne liebreizenden, wunderholden Gestalt waren von dem eifersüchtigen Wollenscheier verhüllt.

Das schöne Frauenbild lächelte ihm holdselig zu. Dann zersplitterte sich die Wolke und Merwan sah einen runden, wunderbar geformten weißen Arm mit einer kleinen süßenwerthen Hand, die eine dunkelrothe Nase zwischen den feimobillirten Fingern hielt. Diese Nase ließ sich dem Streiter Mohammeds zu Füßen fallen und dann — erwachte Merwan.

Das seltsam schöne Haupt hatte das Herz Merwan's begauert. Er ließ sofort einen frommen Priester holen, der sich gerade im Lager befand, einen hochberühmten Derwisch, der seine Tage zur höheren Ehre Allah's in der dunklen Kellernacht eines syrischen Klosters verbrachte und welcher seine Gesungenen und Kosewörter nur unterbrochen hatte, um eine Pilgersfahrt nach dem Grabe des Propheten zu machen, auf der er loeben begriffen war.

Merwan erzählte diesem Manne seine Geschichte und sagte:

„Derwisch, denke mir den Traum!“

Der Derwisch senkte das weisse Haupt zur Erde, faltete die atternden Hände und that wie ihm geheßen war.

Da haß Deine Geliebte im Traume gesehen, allmächtiger Herrscher, das Weib, das Dich an den Garten Mohammeds mahnen soll und die Freuden, welche Dich dort erwarten.“

„Und was weiter?“

„Aber die rothe Nase bedeutet Blut.“

Der Khalif blickte sinnend in die Ferne.

„Blut?“ jagte er. „Ich denke wohl. Ich werde mir die Golde in einem blutigen Kampfe erobern.“

Der Derwisch schweig zu dieser Ergänzung seiner Prophezie. Merwan entließ ihn reichbedient.

Durch alle Kriege und Schlachten begleitet das Traumbild den Khalifen. Im heiligen Kampfgelände erheben plötzlich vor ihm das liebliche Haupt mit dem krausen Haar von goldbrothem Glanze. Und im Wachen und Träumen dachte er nur an sie, die ihn in dieser Welt schon beglückt hatte, wie es die fromme Phantastie der Gläubigen nur von jener andern, schöner, erwartet.

Aber die dunkelrothe Nase, die Blut bedeutete, vergaß er im Laufe der Zeiten, so lebhaft auch die Jäger der Geliebten und jeder andere Umstand der traumhaften Erscheinung ihm gegenwärtig blieben.

Zahre lang jagte er seinen Traumbild nach, ohne es wieder zu finden. Er gab es schließlich auf, sich in der Sehnsucht nach einem Phantastiegebilde zu verzehren, das, wie es schien, seine Verkörperung gefunden hatte. Was wußte der Derwisch davon, der die Träume deutet, weil man es ihm befehlt? Merwan schien es ausgemacht: die Schöne, die Einzige, die seine frange Seele mit dem Balsam der Liebe heilen konnte, war nicht von dieser Erde. Er konnte darum das entzückende Bild nicht vergessen, aber er verweilte bei demselben nur, wie bei der süßen Erinnerung eine an ihn die Hoffnung, die ihn einmal beglücke, welche aber nicht in Erfüllung gegangen war und nie in Erfüllung gehen sollte.

Die Christen in Arabien lachten in Merwan einen ihrer graumächtigsten Bedrückter. Der Khalif unternahm einmal einen speziellen Zug nach Egypten, um dort gegen die fremde Lehre mit Feuer und Schwert zu wüthen, die Christen, die den Glauben Mohammeds nicht annehmen wollten, pfählen und freuzigen zu lassen, ihre Hütten und Häuser dem Erdboden gleich zu machen, ihre Kirchen und Klöster in Brand zu stecken.

Auf diesem Zuge überließ er auch eine kleine Ortschaft, die den Namin Anin hieß. Seine Truppen wütheten hier mit bestialischer Grausamkeit. Bald bildeten die friedlichen Wohnungen nur ein Feuermeer, Alles wurde niedergemetzelt, was Widerstand leistete, ja sogar viele Frauen und Kinder wurden unter graujamen Torturen vom Leben zum Tode gebracht. Andere schleppte man in die Sklaverei.

Merwan ritt während der Missethat, der Zerstörung und Vermüthung durch die Gassen der kleinen Ortschaft und gelangte auch vor das ärmliche Kloster von Anin, von dessen wiederum Dache die rothen Feuergeraden emporzüngelten. Eben schlüchteten sich die Nonnen aus ihrem brennenden Asyl. Die wilden Krieger warfen mit den Speeren nach den wehlosten Jungfrauen, welche ihre Rosenkränze küßten, da sie den Todesstoß empfingen.

Da schlüchtete eine letzte Nonne aus dem brennenden Haare. Sie strauchelte über die Leiche einer hingemordeten Gefährtin und fiel in das Knie. Bei dem Sturze glitt das Köpfchen von ihrem Haupte und eine reiche Fülle goldbrother Locken wallte in anmuthigen Wellen auf das grobe Gewand herab, das ihre Schultern bedeckte.

Merwan blickte harp auf diese Nonne und nun, da sie das Haupt umwandte und er ihr in das Antlitz blicken konnte, durchdrangte ein süßer Schauer seine Glieder. Sie war es, sie war es wirklich — er hatte sie gefunden, endlich gefunden nach vielen Jahren, da er längst aufgegeben, sie wiederzufinden! Das war sie wirklich, die leibhaftige Verkörperung jener vorahnungsvollen Traumercheinung, welche die Sehnsucht mit überirdischen Reizen ausstattete.

Das war dasselbe herrliche Lockenhaar von der fremdartigen Wunderfarbe, das waren dieselben lieblichen Züge, dieselben hellblauen Augen von unagbarem Reize, das war derselbe schöne Arm mit derselben kleinen, weißen, zierlichen Hand — es war Alles, wie er es im Traume gesehen.

Nur der Ausdruck des schönen Gesichtes war nicht derselbe. Er hatte es im Traume hold lächeln gesehen und nun malte sich tiefer Glanz in dem engelgleichen Antlitz, da die Braut des Herrn ein Kreuz, welches an ihrem Gürtel hing, mit verzweifelter Geberde an die Brust drückte.

In diesem Augenblicke flog ein Speer an dem Haupte der Dulderin vorbei — Merwan fuhr empor und streckte mit einem Schwerthebe den Vorderhellen nieder, welcher das kostbare Leben zu bedrohen genagt hatte. Der Khalif gab dann Befehl, dieses Mädchen zu schützen und in sein Zelt zu führen.

„Sie ist mein!“ sagte er. „Niemand unterfange sich, sie auch nur mit den Fingerringen zu berühren!“

Er eilte dann selbst in das Zelt, wo die Schöne mit dem aufgelösten Haar, in dessen Reiz das Herz des Khalifen sich verstrickt hatte, seiner harrete. Er achte nicht darauf, daß seine Heerführer — sie wußten nicht, daß der Khalif zum Stelldehnen ging — ihn begleiteten und mit ihm das Zelt betreten. Merwan schritt rasch auf die Christin zu und sagte:

„Glaube an Allah! Wenn Du auf die Worte des Propheten schwörst, wirst Du die Frau des Khalifen. Ich habe Dich im Traume gesehen, Dich hat mir Mohammed bestimmt, Du sollst die Meine sein!“

Die Nonne juchzte nicht freudig über die ihr gewordene Kunde auf, wie Merwan erwarten mochte. Keim Zug in dem weissen, schmerzlich bewegten Gesichte bewegte sich. Sie schüttelte still das Haupt und sagte:

„Ich bin die Braut des Herrn. Keinem Menschen dieser Erde kam ich angehören.“

Merwan stampfte ungebuldig mit dem Fuße auf den Boden.

„Mein Wille entbindet Dich des Schwurs, den Du Deinem Gotte geleistet hast.“

Die stolzen Worte vermochten nicht den Glauben der gottgeweihten Jungfrau zu erschüttern.

„Keines Menschen Wille“, sagte sie einfach, „kam uns der Pflichten gegen Gott entbinden.“

Das hätte wohl auch im Koran stehen können. Doch Merwan beachtete nicht den gläubigen Sinn der Rede.

„Es ist doch so, wie ich sagte“, erwiderte er kalt und fest. „Du mußt Dich fügen, darum entsetzliche Dich. Du bist in meiner Macht, Du siehst es ja, und was ich mit Dir auch beginnen wollte, Du könntest Dich nicht wehren. Meine Liebe aber bietet Dir Ehren an — warum weisest Du sie zurück?“

Sie herrichte nach diesen Worten eine Minute tiefes Schweigen in dem Zelte. Die Nonne senkte gedankenvoll die bleiche Stirne. Dachte sie, daß der Haß des Fremdes nicht so gefährlich sei wie seine Liebe? Sie schen zu überlegen. Dann erhob sie die tränengefüllten Augen zu dem Beherrscher der Gläubigen, dessen Blick gespannt an ihren Lippen hing.

„Ich will Dir für meine Freiheit einen Preis bezahlen.“

Merwan suchte mit den Achseln.

Er wollte damit sagen: Welcher Preis könnte das sein, für den ich dich, die süßeste Fremde meines Lebens, aufgeben und in die Schanze schlagen könnte! Doch sie deutete es anders. Sie dachte, daß er mit diesem Achselzucken sagen wollte: Welchen Preis könntest Du, ärmste Dienerin Deines Gottes, bezahlen?

Und darauf hatte sie bereits die Antwort fertig.

„Es ist ein hoher Preis“, sagte sie; „lasse mich in Freiheit ziehen, daß ich auch ferner mein Leben dem dreieinigen Gotte weihen und meine Gebete frei zum Himmel richten kann. Ich will Dir dafür das Geheimniß einer Salbe enthüllen, die jeden Theil des Körpers unzerlegbar macht, den man damit bestricht.“

Merwan lächelte ungläubig.

„Und woher hast Du das Geheimniß dieser wunderthätigen Salbe?“

„Der Heilige hat es mir hinterlassen, der unser Kloster gründete. Er hat es in alten Schriften aufgezeichnet gefunden und mit seinem Schatz auf dem Todtenbette übergeben.“

Merwan machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Da hörte er indessen eine Stimme in seiner Nähe.

„Für diesen Preis, Herr, lasse sie ziehen.“

Merwan bemerkte erst jetzt, daß jene Mähte im Kreise um ihn standen. Der Besessene derelben hatte gesprochen und in einem Augenblicke ersetzte Merwan den tiefen Sinn der an ihn gerichteten, wohlbetonten Worte. Ja, wenn es eine Salbe gäbe, die ihn unzerleglich machen könnte, ja wenn sich nur der Ruf seiner Unverletzlichkeit, einer unabweisbaren Gnade Gottes, einer jeden Widerstand bezwingenden physischen Kraft durch die Lande verbreiten würde, dann mühte ihm das Volk, das an die Wunder glaubt, wieder in Scharen zuströmen. Dann mühte der Sieg wieder an seine Fahnen getettet sein, die Schwandenden mühten wieder fest zu ihm halten, die Zweifler mühten entpuffen, die Gegner vernichtet sein.

Ein moischer Thron war mit dieser Salbe wieder zusammenzuflicken — Merwan hatte die Wahl zwischen diesem Thron und seinem Lebensglück.

Denn er fühlte es, sein Lebensglück hing an diesem Weibe. O, daß er nie gesehen hätte, statt vor diese Wahl gestellt zu sein.

„Für diesen Preis, Herr, lasse sie ziehen.“

Der um das Wohl des Herrn besorgte Knecht sprach nochmals das Wort. Merwan sah es ein, er durfte vor den Führern seiner Truppen wenigstens wegen eines Weibes die kostbare Gewähre für ein ruhmvolleres Heldenthum nicht preisgeben!

Doch — war dieses Mädchen nicht um seinen Preis zu betrüben?

Der Gedanke durchsuchte in der Qual des Augenblicks sein Hirn — und da er das Haupt der Nonne wieder umwandte, schien ihm dieselbe den finsternen Gedanken vom Gesicht abzulesen.

„Du schwörst auf den Koran, zu halten, was Du verspricht“, sagte sie.

Er richtete sich stolz auf.

„Das Wort des Khalifen genügt“, erwiderte er mit Hoheit. „Es geschehe, was Du verlangst. Nachdem Du nicht an meiner Seite bleiben willst, gebe ich Dir die Freiheit — für Deine Salbe.“

Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu:

„Bereite mir die Salbe.“

„Erlaube mir, Herr, daß ich die Wurzeln der Pflanzen, die ich dazu brauche, in der Nähe Deiner Hütte suche.“

Er nickte nur mit dem Kopfe und winkte mit der Hand.

Das Mädchen verließ das Bett, die Räfte folgten ihr. Sie wollten sie sicherlich Alle bewachen, diese wichtige Befehrerin eines feindlichen Geheimnisses. Werwan blieb allein. Er setzte sich auf die weichen Kissen seines Divans, begab das Gesicht in die Hände und weinte bitterlich. Es waren die ersten Thränen, welche dieser stolze Herrscher vergoß, und auch die letzten. Welches Unglück ihn später auch heimsuchte, ob auch all das Unheil eintraf, das in alten Zeiten seinem Ganze vorausgesetzt worden war, ob man ihm auch ein Reich raubte, ob er auch als Flüchtling an fremden Gestaden Schutz suchen mußte — niemals nach dieser Stunde vergoß Werwan II. eine Thräne mehr.

Die Christin kam nach einer Weile wieder, mit ihr das prachtvolle Geolge des Khalifen, das erwartungsvoll der kommenden Ereignisse harnte. Sie wollten wohl Alle Zeugen sein, daß der Khalif die Wunderfabe empfangen. Sie standen wortlos im Hintergrunde, und der Nachfolger des Propheten sah stumm dem Beginn der schönen Nonne zu, wie sie ein kleines Feuer annahm, die Würzeln der Pflanzen dörrte und dann zwischen zwei Steinen gerieb, wie sie den Saft anderer in ihren feinen Staub mischte. Es dauerte lange, bis die Ährenhände mit ihrem Werke fertig wurden, Werwan hätte aber wohl auch noch länger in ihrem Anblick ruhig verharret.

„Hier ist die Salbe“, sagte die Gefangene endlich, indem sie ihm diese in einer Schale bot: „Du kannst sofort erproben, ob sie hilft, was ich verprochen habe.“ Sie tauchte die Hand in die dicke Flüssigkeit, die sie ihm darreichte, befeuchtete sich damit, die rothen Waden grasig zur Seite schiebend, den weißen Nacken und hinierte vor ihm nieder.

„Zieh Dein Schwert, hole aus und schlage zu! Wenn es eine Salbe wäre, wie andere mehr, dann müßtest Du mir den Kopf von Rumpfe trennen. Dein Schwert aber wird in tausend Stücke zerpfalten — und ich — ich — ich werde unversehrt bleiben.“

Es schauderte dem Khalifen. Und wieder ließ sich die Stimme des Dieners vernehmen. „Herr, Du kannst die Probe machen!“ Werwan zog rasch entschlossen das Schwert und schlug zu. Es dunkelte ihm vor der Augen, während ein Schrei des Entsetzens das Bett durchhallte. Zu den Füßen des Khalifen foherte ein wunderliches Mädchenhaupt, unumwallt von goldrothen Locken. Und nun hatte es auch den Ausdruck, den er in Traume gesehen: ein trüger Schimmer lag auf der weißen Haut, die hellen Augen strahlten in selbiger Wärme und um den feingehakniten Mund zog sich ein goldgelbes Lächeln. Die Freunde, die sich in diesem Lächeln malte, war sie nicht Spott? Spott über den frommen Betrug, dem er in die Falle ging? Aus dem topflosen Mumpfe schloß ein bitter Strahl dunklen Blutes hervor und überflutete den Boden des Zeltes.

„Die Noe, die Noe“, murmelte der Khalif wie geistesabwendend. Entsetzt verließen die Räfte das Bett und Werwan blieb allein mit einem blutigen Mädchenkopfe, den er mit seinen Klüssen bedeckte.

Wer sie war und wie sie hieß, die schöne Märtyrerin ihres Glaubens und ihrer Ehre, ist in keiner Chronik verzeichnet. Wenn aber jemals Eine, so hat diese die Krone der Heiligen verdient.

in der Haartracht, im Schnitt des Kleides, in der Form der Halskrause u. dgl. bewirkt stets eine Aenderung der ganzen Erscheinung, die naturgemäß auch einen neuen Reiz mit sich bringt. Die wahrhaftigen „Kunstlerinnen“ unter den Frauen wissen das und benutzen ihr Wissen mit allem erforderlichen Maße. Andere folgen nur dem Zwang der Mode, erzielen aber auch so ihre Erfolge, so lange sie sich nicht ganz gegenstandslos den Uebertreibungen ergeben, welche jede neue Mode mit sich bringt.

Und darin ist die „Mode“ allerdings stark. Heute schnürt sie den Körper ein, daß die armen Dingerchen kaum gehen können, und morgen bläst sie ihn auf, daß sie wieder nicht sitzen können. Gegenwärtig trägt man Kränze an der Rückseite des Körpers und 1793 befestigten die Töchter Albions solche Kränze („Pads“) an der vorderen Seite des Leibes. Noch vor Kurzem schnitten die Modedamen ihre Haare ab und gingen wie zerzaufte Jungens umher; und wie lange ist es her, daß wir uns über jene Haarsträume ärgerten, die von Tag zu Tag höher wuchsen und die Freude der Haare- und Kopfhändler waren! Es gab eine Zeit, wo man die Hüften einzwängte, und gegenwärtig macht man sie zu vergrößerten; es gab eine Zeit, wo Schminke und Ruder notwendig zu einem schönen Gesicht gehörten, während wir heute in dieser Beziehung einen sehr gefunden Geschmack entwickelt und uns auch die schönste gemalte Wange eher absetzt als ansieht.

Uebrigens ist es nicht die Freude am Wechsel allein, die solche Absonderlichkeiten bewirkt, auch der Geschmack der Einzelnen wie der verschiedenen Völker ist ja sehr verschieden und demgemäß sind auch die „Frauenkünste“ außerordentlich mannigfaltig. Wie sehr der Geschmack der Individuen auseinander gehen kann, das wissen wir Alle. Der Eine zieht die blonden vor, der Andere die schwarzen, der Eine die Wägenen, der Andere die Vollen. Oft wird eine ganze Zeit von einer Vorliebe für irgend eine Körperergänzung ergriffen; und welche merkwürdigen Wandlungen der Geschmack erfahren kann, das ist mir nie lebhafter deutlich geworden, als bei der Lectüre der Schrift des Stateners *Firenze*, „Ueber die weibliche Schönheit“.

Firenze lebte im 16. Jahrhundert; er lebte in einer Zeit und unter einem Volke, wo man sich auf Frauen schönheit verstand und das Ideal, das er aufstellte, würde auch heute das Entzückende bilden. Merkwürdiger Weise verlangt er von diesem Ideal aber auch eine Eigenschaft, für die heute kaum Jemand schmämen würde — eine große Hand. Da scheint unser Empfinden ganz und gar anders geworden zu sein und ebenso hat es sich gegenüber der Antike in der Frage der „Taille“ geändert. Während das griechische Schönheits-Ideal zwischen Oberkörper und Hüften nur eine leise Einbuchtung aufweist, wird heute auch Derjenige, der für eine „Weiden-Taille“ durchaus nicht schwärmt, doch die griechischen Göttinnen in dieser Beziehung gern ein wenig verbessern wollen, wie ja auch unsere Males die „Zug der Zeit“ gefolgt sind.

Wie sehr aber die einzelnen Völker sich in ihren Anschauungen über das „Schöne“ unterscheiden, das zeigt ein Blick auf die „Frauenkünste“, wie sie in verschiedenen Ländern geübt werden und geübt wurden. Während die Engländerin in breiten Schuhen tapfer auftritt, lieben wir ein kleines, zierliches Füßchen, und die Chinesen gehen so weit in ihrer Vorliebe für das Kleine, daß sie dieses Füßchen verkrüppeln und es abschließlich in einen Klumpfuß verwandeln. Die Spannung des Fußes verlangt auch Firenze uola hoch, und zu allen Zeiten hat man es versucht, durch hohe Abzüge die Natur in dieser Richtung hin zu fortaigieren. Ganz absonderlich aber war die venetianische Mode der Calcaquetti, Stelzen, die, wie Molmenti in seiner „Geschichte der Venetianer“ erzählt, oft einen halben Meter (!) hoch waren. „Nattürlich“, so schreibt Molmenti, konnten die Frauen nicht orientlich darauf gehen, fielen oft hin und bedrückten sich und mußten sich meistens von zwei Dienern oder zwei Kavallieren führen lassen.“ Die Idealfarbe der Renaissance-Zeit war blond und die Farbe suchten die italienischen Damen jener Zeit mit allen Mitteln zu erzielen. So gab es Frauen, welche den ganzen Tag nicht aus der Sonne gingen, weil die Sonne in dem Haie stand, „blond zu machen“ und im Uebrigen gebrauchte man reichlich Nixturen und Farbmittel. Wer einen Blick in den Interatentheil unserer Zeitungen wirft, wird immer und immer wieder den Anzeigen jener Mittel begegnen, welche mangelhafte Hüften verbessern sollen, und mer einmal mit einer Damen Schneiderin geplaudert hat, dem hat sie vielleicht anverraut, wie auch Damen, die keiner besonders zubereiteten Kleider bedürfen, sich vom durch ein paar Saftlicher vor Verschlingungen schützen. Dagegen preßt man in Syrol die Reiber der Mädchen schon frühzeitig in enge Wäuer, und die faule Brust scheint dort als besondere Schönheit zu gelten. Auch der Japaner ist kein Freund voller Formen und auch — im Gegenfatz zu uns — kein Freund einer „schönen Taille“. Die Japanerin bindet im Gegenheil einen Gürtel über die Hüften (der nicht selten wackrig ist), um den Vorprung der letzteren möglichst auszugleichen. Näher dem Empfinden unserer Damennwelt stehen die Neggerinnen von Fetu, die, wie S. W. Müller erzählt, hinten auf den Hüften einen von alten Lumpen zusammengesetzten Pult, einen Kamelschädel nicht ungleich, tragen.

Nicht weniger verschieden sind die Anschauungen über den Teint. Die Einen schwärmen für „interessante Blässe“, die Anderen für „Milch und Blut“ und wieder Andere für die bräunliche, roth überglühete Farbe des Sidens, und dem entsprechend suchen auch die europäischen Damen — auch da durch die jeweilige Mode beeinflusst — ihre Hautfarbe zu verbessern. In Japan verlangt man von einer schönen Frau in erster Linie weiße Haut, und in Folge dessen finden dort weiße Schminken sehr stark Verwendung.

Man benutzt Weisweiß, Reispuder und das blendend weiße Pulver, das die Pfäuge Mirabitois Zalpappa in ihren Vereen enthält. Die Amerikaner pflegen ihre Wangen kunstlerlich zu bemalen und bedecken sie in der Nacht, um sie wieder weich zu machen, mit Teig und leberem Masten. Die Chinesinnen legen Roth und Weiß auf und bemalen besonders die Unterlippe stark. Auch die Japanerin färbt die Lippen dunkel oder violett, während die Budeinruata sie blau und die Westvenerin der Kurien sie sogar schwarz färbt. Die wilden Völkernschaften lieben es bestänzlich, den ganzen Körper zu bemalen, und die Frau der Monbuto-Neger erscheint bald mit Sternen und Kreuzen, bald mit Blüten und Blättern, bald mit Streifen und Adern bemalt, lustig so wie unsere Modedamen mit den Stoffen ihrer Toiletten beschlen.

Aber die „Frauenkünste“ erstrecken sich auch auf Nebenachen — Die ja freilich im Reich der Galanterie bisweilen auch Hauptgegenstand werden können. Jene Dame erzielt den eigenen Reiz ihres Gesichtes durch Bemalung des sichtbaren Stückchens der Nasenheuband, eine andere operirt mit Säckchenflüsterchen, eine dritte mit den Arrangement jener Wöschchen, die sich gleichmäßig in den Nacken herindringen, eine vierte mit ihren Zähnen, eine fünfte mit ihren Händen und Fingernägeln. Die Hindustani beizt ihre Zähne glänzend schwarz, die Tochter der Südseeinsel bemalt die Zungenpitze und jene der Wasrais in Ostafrika streicht das Ohrfläppchen durch angebrachte Gewichte fast bis zur Schulter. Die Japanerin bemalt ihre Nase, so daß sie höher erscheint, und die Maurin färbt die Augenbrauen dunkel und malt an die Näher der Lider zwei schwarze Streifen. Diese Behandlung der Augen verdient allerdings nicht ganz unter den „Nebenachen“ genannt zu werden, und in der That kennen auch unsere Modedamen die Kunst der Orientalin sehr gut. Diese schwarzen Striche lassen ja das Weiße des Auges blendender hervortreten und erhöhen dadurch den eigenthümlichen Glanz, den Leute desto desto bezaubern.

Doch genug. So lange Frauen leben und Männer Frauen schönheit bewundern, so lange werden auch die „Frauenkünste“ ausgeübt werden. Und so lange wird es die Mehrzahl der Männer auch verzeihen, wenn eine hübsche Frau eine oder die andere dieser Künste in bescheidenem Maße verwendet, und so lange wird es auch von der Natur künstlerisch begabte Frauen geben, die mit Hilfe solcher Künste die Männer zu betrügen hoffen, Frauen von der Art der Kungigunde in Kleij's „Räthchen von Hellbronn“. Eigenthümlich ist es, daß sie sich gegen diese Art von „Betrug“ unsere Gesellschafter gleichgültig verhalten. Vielleicht kommt aber noch einmal die Zeit, wo man auch solche Verbrechen ahndet. Ganz neu wäre die Sache ja nicht, denn schon im vorigen Jahrhundert wurde im englischen Parlament ein Gesetz beantragt, in welchem es hieß: „Alle Weibselche, ohne Unterchied des Alters, Ranges oder Standes, gleichviel ob Jungfrauen oder Wittwen, welche vor oder nach dem Erlas dieser Akt irgend eine der männlichen Untertanen seiner Majestät in verführerischer oder betrügerischer Weise durch Schminken, Salben, Schönheitswasser, künstliche Zähne, falsche Haare, japanische Walle, Korsets, Reifröcke, Hadenstübe und gepolsterte Hüften zur Eingehung einer Heirath verleiten, machen sich der Strafe schuldig, die das Gesetz über Zauberei verhängt, und soll eine solche Heirath nach Ueberrückung des betreffenden Frauentümmers für null und nichtig erklärt werden.“ — Was würden unsere Modedamen zu einem solch' barbarischen Gesetze sagen? . . .

Mannigfaltiges.

Säkular- und Semifakultatage.

Juli 1886.

- 9. 9. Juli 1886. Schlacht bei Semach (Kanton Luzern); die Schweizer besiegen den Herzog Leopold von Oesterreich, welcher selbst fällt: Sage von Arnold Winkelried.
- 15. 15. Juli 1886. Jagello, Großherzog von Litauen, tritt zum Christenthum über, um den polnischen Thron bestiegen zu können; stiftet hier die Angelenentum.
- 23. 23. Juli 1786 (at. 1781). Geboren zu Fintenberg E. G. Holtenell, preussischer Staatsmann, mehrfach Oberpräsident und Minister, in letzter Zeit bei Gelegenheil der Botsfrage wieder viel genannt, gestorben 24. (25.) Mai 1865 in Berlin.
- 26. 26. Juli 1536. Gestorben zu Florenz Francesco Bernini, Dichter, geb. um 1490 zu Lombrovecchio (Toskana).
- 29. 29. Juli 1686. Augsburgs Hund gegen Ludwig XIV. von Frankreich gefehlet auf Anregung Wilhelms III. von Oranien wüthend dem deutschen Kaiser, Brandenburg etc., Holland, Schweden, Spanien.

Schers-Somonym von Verthold Arnau.

Es treift umher im Waldrevier und ist am Himmelzelt zu finden, Wie andernwärts, so auch allhier: Was ist man es an' und aufzubinden.

Logogrifh.

Wenn es am Dache wird gefeh'n, Auf Boden, — nun auf solchen Höf'n, Da ist es sehr von Nöthen.

Doch kann es leicht gefährlich fief'n Am Oberstischen, — dann wird gef'n Die ganze Weisheit fih'n.

Drum laßt lieber dies gefieh'n, Ein Glied alsbald ihm auszubreh'n, Denn nicht es einem Leben.

Lösungen aus Nr. 27.

1. Charade: Zuckhafi. 2. Räthel: Strauß. 3. Somonym: Sehnen. 4. Anagramm: Sphl, Sphl.

Sterzenden.

Dr. P. in Edl. Alles richtig. Geialie Griefe fihen und der Familie etc. Die Zeit in die fihl'ig. Schwere ist auch noch nicht verstanden. Pöfentlich lesen auch Sie neu gefährt nach Sülle gerich. W. Räther, G. P., W. Räther, Alles richtig. Sam. Krüger, B. Wagner, Ernst P. . . . 1 — 3 richtig. F. Weber, Hugo Geiner, Laura Fabricius in W., W. G., 1 und 3 richtig. Lige Drang in G. 1 richtig.

Verantwortlich redigirt von Julius Rundell. — Pflanzliche Buchdruckerei (R. Nestemann) in Halle.